Nr. 257. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 24. Mai 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die offene Tür in Persien.

J. S. Der Himmel der internationalen Politik sieht sich nach König Eduards Tod nicht unfreundlicher an als in den Tagen, da er noch, fast einer Sonne gleich, den Planeten ihre Bahn wies. Der deutsche Kaiser und Herr Pichon kehren beide gleich befriedigt aus England zurück und alle maßgebenden Stimmen sagen, daß an einer friedlichen Lösung der schwebenden internationalen Streitpunkte nicht zu zweifeln sei. Ueberlegt man alles Für und Wider, so darf man diesen optimistischen Propheten Glauben schenken, und man braucht sich auch nicht durch die ziemlich erregte und da und dort sogar recht nervöse Diskussion irre machen zu lassen, die dieser Tage über die sogenannte persische Frage entbrannt ist.

Wenn irgend eine Frage, das möchten wir gleich vorausschicken, zu einer gütlichen Verständigung geeignet ist, dann ist's diese, und die heftige Sprache, die eben noch von den der russischen Regierung nahestehenden Blättern geführt worden ist, hat für uns nur die Bedeutung eines Bluffs, von dem Wunsche diktiert, bei den Besprechungen einen möglichst günstigen Standpunkt zu gewinnen. Es ist begreiflich, daß bei Herrn Iswolski, der, begünstigt durch Mr. Philander Knox' Husarenstückchen, auf ein Generalabkommen mit den Japanern im fernen Osten lossteuert, nun der Mut in der Brust seine Spannkraft übt und daß er jetzt glaubt, die ganze Wucht der russischen Politik nach Persien hin verlegen zu können, von den Ellenbogen etwas unsanfter als sonst Gebrauch machend. So hat er kalten Blutes bei der ersten Gelegenheit in der „Rossija" seine Bedingungen, unter denen auch andere Nationen zur wirtschaftlichen Betätigung in Persien zugelassen werden sollen, formuliert. Es wird ihn selbst am allerwenigsten überraschen, daß diese Bedingungen dem schärfsten Widerspruch begegnen.

Die Gelegenheit war, wie man weiß, die vor einigen Wochen erfolgte Entsendung des Vertreters einer Deutschen Bank nach Teheran, der die wirtschaftlichen Verhältnisse Persiens und die Möglichkeiten für das deutsche Kapital, dort lohnende Geschäfte zu machen, studieren sollte. Der Mann ist bereits zur Berichterstattung auf der Heimreise begriffen. Was er erreicht hat, weiß man nicht; anscheinend ist es zu bestimmten **Abmachungen irgend welcher Art gar nicht gekommen.** Sein Erscheinen aber erfolgte unter Umständen, die das höchste Mißtrauen der russischen Presse gegen die deutschen Absichten wachriefen. Glaubte man es nicht, so stellte man sich doch so, als ob man Deutschland politische Pläne in Persien zuschriebe. Persien hatte nämlich kurz zuvor die ihm von England und Rußland gemeinsam angebotene, übrigens geringfügige Anleihe ausgeschlagen, um der erdrosselnden Bedingungen wegen, die daran geknüpft waren.

Nun heißt es, es habe versucht, das Geld, dessen es so dringend bedarf, sich von deutscher Seite zu beschaffen. Russische Blätter behaupten, die Anleiheverhandlungen seien von deutscher Seite sofort eingeleitet und als Bedingung die Verleihung einer Konzession zur Verbindung Persiens mit der Bagdadbahn sowie die Dampferkonzession auf dem Urmiasee gefordert worden. Diese Pläne aber seien politischer Natur, sie bedeuteten ein Eindringen in die politische Interessensphäre, die sich Rußland im Einvernehmen mit England geschaffen habe, und könnten darum nicht geduldet werden. In einer offiziösen deutschen Erklärung wurden alle drei Behauptungen alsbald ins Reich der Phantasie verwiesen, weder seien die Anleiheverhandlungen geführt, noch die Bahn- oder die Dampferkonzession verlangt worden.

Mag sein; wir möchten indessen diesem Dementi wenig Gewicht beilegen. Denn wenn auch all jene Behauptungen richtig wären, so ließ sich doch der russische Widerspruch dagegen nicht rechtfertigen. Nicht rechtfertigen das Verlangen, daß Deutschland sich ein für allemal des „Rechtes auf einen Eisenbahnbau oder eine andere Konzession von politischer und strategischer Bedeutung" begebe. Diese Forderung ist eine Ungeheuerlichkeit. Denn es ist klar, daß in einem Lande ohne Eisenbahnen jeder Bahnbau als strategisch bedeutsam bezeichnet werden kann. Würde Deutschland diese Formel akzeptieren, so würde es aus freien Stücken seinen wirtschaftlichen Chancen im iranischen Reiche den schwersten Schlag versetzen, Chancen, die, nebenbei gesagt, Rußland gar nicht wesentlich zu fürchten hat, denn es hat ja die Hälfte des Einfuhrhandels und volle zwei Drittel des Ausfuhrhandels, erheblich mehr als selbst England in Händen. Aber es ist selbstverständlich, daß Deutschland, nachdem es so erhebliche Kapitalien in Vorderasien investiert und die Bagdadbahn gebaut hat, an dem wirtschaftlichen Aufblühen der Nachbargebiete dieser Bahn ein finanzielles Interesse hat und daß es dort ein Zukunftsfeld für seinen Export erblicken kann. Diese Entwickelung in Erwägung zu ziehen, das sind ganz legitime Bestrebungen, und Deutschland hat Persien gegenüber einen vertragsmäßigen Anspruch darauf, hierbei nicht behindert zu werden. Im Sommer 1873, also vor bald vierzig Jahren, schloß der deutsche Kaiser im Namen des allgütigen und allbarmherzigen Gottes einen Vertrag mit „Seiner Majestät, dessen Banner die Sonne ist, dem heiligen, erhabenen und großen Monarchen, dem unumschränkten Herrscher und Kaiser der Kaiser aller Staaten von Persien." Der vierte Artikel dieses Vertrages, der noch heute in Kraft steht, sichert uns die volle Meistbegünstigung, alle Rechte und Privilegien zu, welche die Untertanen der meistbegünstigten Nation in Handel und Schiffahrt gegenwärtig genießen und in Zukunft genießen werden.

Niemand kann es Deutschland verübeln, wenn es unter Berufung auf diesen Vertrag von seinem Rechte Gebrauch macht. Was berechtigt die „Nowoje Wremja" dazu, hinter jeder Betätigung in dieser Richtung deutsche politische Aspirationen zu suchen? Es ist möglich, daß einige Perser in Deutschland den „Retter" erblicken mögen, Deutschland hat aber gar keine Lust, um ihrer schönen Augen willen sich in politische Abenteuer zu stürzen. Daß das politische Verhältnis der beiden Nachbarmächte Rußland und England zu Persien einen besonderen Charakter hat, daß es beiden Mächten eine Art bevorzugter Stellung gibt, wird von uns gar nicht in Abrede gestellt. Ueber die Konsequenzen dieser Stellung kann man verhandeln. Aber dann darf von russischer Seite nicht in dem Tone zu uns gesprochen werden, als solle von Petersburg aus dekretiert werden, daß wir auch unsere Beteiligung an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes uns verkürzen lassen müssen. Das uns gefallen zu lassen, haben wir absolut nicht nötig.

Was durch alles Schelten und Jammern der Russen über angebliche Beeinträchtigung in Persien hindurchklingt, das ist das, wofür wir ganz und gar nicht in Betracht kommen, das ist der „Schrei nach dem warmen Wasser", Rußlands Sehnsucht nach einem eisfreien Hafen auch in Asien, die auch der persische Vertrag mit England vom 31. August 1907 nicht erfüllt hat. Es ist keine Entschädigung für die Unbefriedigung über den Haupteffekt des 97er Vertrages, daß in so vielen Städten Aserbeidschans russische Truppen stehen, sehr zum Verdrusse der Perser und des englischen Partners, der wohl schon mit Rücksicht auf seine mohammedanischen Untertanen in Indien von einer Gewaltpolitik in Persien nichts wissen will und sich mit der restlosen Anerkennung seiner Suprematie über den Persischen Golf begnügt. Liberale englische Blätter ebenso wie konservative Politiker haben erst jüngst sehr energisch die Notwendigkeit, die Integrität Persiens, wenigstens der Form nach, aufrechtzuerhalten, betont, und es ist eine sehr durchsichtige Politik von den russischen Chauvinisten, das Mißvergnügen über diesen Stand der Dinge auf Deutschland abzuladen.

Man hat sogar die blödsinnige Ente in die Welt gesetzt, daß Deutschland sich mit der Türkei verbinden wolle, um in Persien aktive Politik zu treiben. So sehr wünscht man die Wahrheit zu verschleiern, daß wir uns in der Frage der offenen Tür in Persien ganz und gar in der Defensive befinden. Wir wollen nicht zerstören lassen, was wir besitzen. Wir fordern gar nichts, aber wir wollen uns nichts nehmen lassen, was uns von Rechts wegen zusteht. Daß ist gewiß ein sehr annehmbarer Boden zu Verhandlungen und wenn Herr Pichon und Sir Edward Grey der Ansicht sind, die persische Frage werde sich lösen lassen „gemäß den erworbenen Rechten", so können wir dies für unsern Teil nur unterschreiben.

Die Nationalliberalen und die Wahlreform.

Eine Kundgebung, die nicht ohne Eindruck bleiben wird, kommt an die Adresse der nationalliberalen Landtagsfraktion aus dem neu eroberten Wahlkreise

Lyck-Oletzko-Johannisburg.

Die nationalliberalen Wahlvereine von Lyck, Oletzko und Johannisburg haben nach der „Masurischen Ztg." in einer zahlreich besuchten gemeinschaftlichen Vorstandssitzung einstimmig folgenden Beschluß gefaßt:

„Die Fraktion möge an der Forderung der direkten und geheimen Wahl unbedingt festhalten. Der Entwurf des Herrenhauses ist nach unserer Ansicht mit liberalen Grundsätzen nicht vereinbar, weil die Freiheit der Wahl nach diesem Entwurfe nicht gewährleistet wird, insbesondere nicht für unsere ostpreußischen Verhältnisse."

Da oben ist man sachverständig, dafür haben die Konservativen gesorgt. Diese entschiedene Kundgebung aus einem Wahlkreise, den die Nationalliberalen des Reichstags mit linksliberaler Hilfe den Agrariern entrissen haben, gibt dem

„Rotschrei"

Recht, den der Vorsitzende eines nationalliberalen Vereins im „Hannoverschen Kurier" ausstößt und in dem es heißt:

„Die Reichsfinanzreform ist wohl ein Grund für das so stark erwachte politische Leben in unserer Partei, der Hauptgrund ist aber doch das Bewußtsein, daß die nationalliberale Partei in dieser so wichtigen Frage festgeblieben ist, daß sie sich auf die liberale Seite ihres Programms besonnen und darauf beharrt hat. Diese Festigkeit hat ihr zahlreiche Männer wieder zugeführt, die sich lange abseits gehalten hatten, weil sie nicht wünschten, daß die Partei immer dabei und schnell mit Entgegenkommen bei der Hand war. . . .

Neue Pflanzenzüchtungen.

Von [Nachdruck verboten.]

Professor Dr. Udo Dammer, Kustos des kgl. Botanischen Gartens.

Auf der letzten Orchideenausstellung in den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses, die durch einen besonderen Formenreichtum ausgezeichnet war, hatte man Gelegenheit, die Ergebnisse neuer Pflanzenzüchtungen, ja ganz neuer Züchtungsmethoden kennen zu lernen. Am meisten interessierte den Fachmann eine Züchtung des Herrn Th. Franke in Oschersleben-Magdeburg. Es war eine bis jetzt noch unbenannte Laelio-Cattleya, die in einigen Exemplaren ausgestellt war. Diese Exemplare fielen dadurch auf, daß auch nicht zwei die gleichen Blüten zeigten. Alle waren in der Farbe und in der Form verschieden und doch stammten alle von Samen aus derselben Samenkapsel! — — — Wie der Name Laelio-Cattleya andeutet, waren die Pflanzen hybriden Ursprunges. Aber die Eltern waren nicht Arten einer Gattung, sondern es war eine Hybride zweier Arten einer Gattung (Laelia cinnabarina und Laelia tenebrosa) mit einer Varietät einer sehr variablen Art (Cattleya labiata Mendelii) gekreuzt worden. Früher war es ein Axiom, daß Hybriden unfruchtbar sind, und daß nur Arten einer Gattung miteinander gekreuzt werden können, und zwar auch nur nahe verwandte Arten. Beide Axiome sind schon seit geraumer Zeit durch die gärtnerische Praxis widerlegt worden. Im besonderen sind es die Orchideen, die uns gelehrt haben, daß Hybriden sehr wohl fruchtbar sein können, daß auch entfernter verwandte Arten miteinander gekreuzt werden können, daß selbst Hybriden, miteinander gekreuzt, Nachkommenschaft liefern, und daß auch Angehörige verschiedener Gattungen sich kreuzen lassen. Wir wissen heute, daß es möglich ist, in einer Pflanze drei und selbst vier verschiedene Gattungen miteinander zu vereinigen. So würde also an sich die oben angeführte Kreuzung nichts Neues bieten, denn ähnliche und noch kompliziertere Kreuzungen sind bekannt. Bemerkenswert wird die Kreuzung erst dadurch, daß sie nicht ein bestimmtes oder einige wenige, sondern zahlreiche verschiedene Produkte geliefert hat. Es lohnt sich, den Ursachen hierfür nachzuspüren.

Bekannt ist es, daß die einzelnen Merkmale einer Pflanze sich bei Kreuzungen verschieden stark vererben. Wenn zwei so verschiedene Pflanzen, wie die Laelia cinnabarina und Laelia tenebrosa gekreuzt werden, dann dürfen wir erwarten, daß jede Art ihre charakteristischen Merkmale vererbt. Daß ein Teil der Nachkommenschaft die Merkmale der einen, ein anderer die der anderen Art, endlich ein dritter Teil eine Mischung beider Charaktere zeigt. Wird nun eine Pflanze aus einer dieser Gruppen mit einer anderen Art gekreuzt, hier mit Cattleya labiata, so werden zunächst voraussichtlich verschiedene Produkte, je nach der Zugehörigkeit der elterlichen Hybride zu einer der erwähnten Gruppen entstehe. In unserem Falle stammen aber alle Pflanzen von nur einer Pflanze aus einer Gruppe ab. Nun könnte eingewendet werden, daß die andere Elternpflanze, die Cattleya labiata, eine außerordentlich variable Art ist. In der Tat unterscheiden die Gärtner von dieser Art mehrere hundert Varietäten, und selbst der Botaniker, der größere Formenkreise zusammenfaßt, erkennt etwa ein Dutzend verschiedene Varietäten dieser Art an. Aber auch dieses Zugeständnis gibt uns noch keine Aufklärung über den außerordentlichen Formenreichtum der interessanten Hybride. Es wäre endlich noch zu erwägen, ob etwa der Pilz, der in Symbiose mit den Hybriden lebt, die Ursache der großen Variabilität sein kann. Es ist bekanntlich jetzt festgestellt, daß die Orchideen zum sehr großen Teil, vielleicht alle, nur dann sich aus Samen entwickeln können, wenn ein Pilz in den Samen eindringt. Wir wissen, daß in den verschiedenen Orchideen nicht dieselbe Pilzart lebt, sondern daß es verschiedene Arten sind, wenn auch bei weitem nicht so viele, wie es verschiedene Orchideen gibt. Man könnte daran denken, daß die verschiedenen Samen der einen Samenkapsel von verschiedenen Pilzen bewohnt werden, und daß daher die Mannigfaltigkeit rühre. In der Tat hat nämlich Noël Bernard, wie er glaubt, gefunden, daß die verschiedenen Pilze eine verschiedene Wuchsform bei Samen derselben Samenkapseln auslösen. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß zufällig verschiedene Pilze in unserem Falle auf die Samen eingewirkt haben, ganz abgesehen davon, daß die Zahl der Varianten sehr viel größer ist als die Zahl der bekannten Orchideenpilze.

Trotzdem scheint es mir, daß die Noël Bernardsche Beobachtung geeignet ist, uns auf den richtigen Weg zu führen. Zunächst unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß das Plasma des Pilzes von ganz anderer Konstitution als das der Orchideen ist. Wir wissen aus den Untersuchungen Burgeffs, daß das Pilzplasma in der Orchidee verschiedene Enzyme bildet, die auf Nachbarzellen einwirken. Wir haben hier also dieselben Verhältnisse, wie wenn der Chemiker zwei reaktionsfähige Körper aufeinander einwirken läßt. Wenn wir nun weiter die Annahme machen, daß das Plasma der verschiedenen Orchideenarten nicht genau die gleiche Konstitution besitzt, eine Annahme, welche sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, dann würden unter der Voraussetzung, daß jeder Orchideenart nur ein einziges Plasma zukäme, doch schon in unserem Falle eine ganze Anzahl von Varianten möglich sein, die Produkte ebenso vieler verschiedener Reaktionen sind. Wie ich schon oben anführte, erhält man durch die Kreuzung zweier Arten bereits drei Gruppen von Hybriden. Die Komponenten einer Gruppe sind aber unter sich nicht identisch, sondern mehr oder weniger voneinander verschieden. Daraus ist dann zu folgern, daß bei der Kreuzung zweier Arten drei Gruppen von Reaktionen stattgefunden haben, daß aber in jeder Gruppe kleine Abweichungen in den Reaktionen aufgetreten sind. Das setzt aber voraus, daß das Plasma einer Art nicht in allen Zellen aller Individuen genau die gleiche Konstitution besitzt, sondern daß es in den verschiedenen Zellen etwas voneinander verschieden ist. Bei der außerordentlichen Kompliziertheit der Konstitution des Plasmas im allgemeinen ist es sehr wohl denkbar, daß geringe Abweichungen in der Aneinanderlegung und Verkettung der Atome respektive Moleküle auftreten, ohne daß der Charakter des „Plasmas" als solcher merklich geändert wird. Aber andererseits muß auch eine so geringe Abweichung von Einfluß auf das Produkt sein. Grob sinnlich ausgedrückt kann man die verschiedenen Pflanzenarten als ebenso viele chemische Fabriken betrachten, von denen jede eine Anzahl verschiedener chemischer Körper darstellt, die durch eine Anzahl aufeinanderfolgender Reaktionen gewonnen werden. Die Rohstoffe, von denen alle Fabriken ihren Ausgangspunkt nehmen, sind verschiedene Derivate eines bestimmten Körpers, diesem Körper entspricht in der Pflanze das „Plasma". Solange in der einzelnen Fabrik die Fabrikationsmethode dieselbe bleibt, müssen natürlich auch die aufeinanderfolgenden Produkte dieselben sein. Diesen verschiedenen Produkten entsprechen die Plasmen in den verschiedenen Zellen. Wird die Fabrikation in einer